Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(9. Fortsetzung.)

Gleich darauf erschien Senta. Sie trug ein weißes, loses Kleid aus sehr weichem Stoff, ohne jeden Aufputz. Hals und Ulkterarme waren frei, das dunkle, lockige Haar zu beiden Seiten des Gesichtes stark gebauscht. Ihre roten Lippen lächelten, die dunklen Augen leuchteten noch wärmer als sonst, eine fieberhafte Röte lag auf den runden, weichen Kinderwangen.

Lauterbach erschien sie wie eine liebliche Fee, bei deren Eintritt sich der ganze Raum mit märchenhaftem Glanz füllte.

Beide sprachen nur wenig. Alle Augenblicke verband sich Lauterbachs Blick mit dem Sentas, dann stockten ihm die Worte, er gab verkehrte Antworten oder verstummte ganz.

Die Hofrätin, welche tat, als merke sie nicht das Geringste, führte das Gespräch mit der ihr eigenen Gewandtheit weiter. Sie sprach von dem, was im Moment alle Welt am meisten interessierte: vom Auftreten Carusos, der Ausstellung im Hagenbund, von Strauß' „Salome" und Hofmannsthals „Elektra". Dazwischen ein wenig Hof- und Kulissenklatsch, ein wenig über neue Literatur und einige „phänomale" Operationen, die ihr Gatte kürzlich gemacht.

Endlich erschien das Stubenmädchen und bat die Frau Hofrätin, ans Telephon zu kommen. Gräfin Kaller, deren Sohn gestern operiert wurde, wünsche, mit ihr selbst zu sprechen, da sie dem Hofrat verschiedene Auskünfte übermitteln wolle.

Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich die Hofrätin.

„Sie entschuldigen mich wohl einen Augenblick, lieber Doktor. Senta, ich werde nachher gleich den Tee drüben bei mir servieren lassen. Komme mit unserem Gast dorthin."

Sie waren allein — endlich, endlich!

* * *

Kaum hatte sich die Tür geschlossen, als Senta aufsprang und sich stürmisch an Lauterbachs Brust warf.

„O du — du — endlich habe ich dich wieder! Drei Tage lang — nein, drei Ewigkeiten hast du mich allein gelassen!"

Er mußte unwillkürlich lächeln über ihre Uebertreibung, aber sie entzückte ihn zugleich. Zärtlich streichelte er ihre heißen Wangen.

„Hast du mich denn wirklich vermißt? Warst du nicht auch — böse auf mich?"

Ein tiefer Stoßseufzer hob ihre Brust.

„Ja, aber noch viel mehr traurig, als böse. O Ernst, Ernst, mußtest du mir das denn wirklich antun?"

Er sah ihr fest und gerade in die Augen.

„Ja, Senta, und wenn du mich liebst, mußt du es auch begriffen haben, nicht wahr?"

Sie nahm neben ihm Platz und sagte, ohne seine Frage zu beantworten: „Wir wollen in Ruhe reden, Ernst. Ich habe mir alles gut überlegt. Die Hauptsache ist doch — wir lieben uns! Nicht wahr? Du, dies eine muß ich zuerst von dir hören: Liebst du mich sehr, mehr, als du sonst irgend etwas liebst auf Erden?"

„Ja, Senta. Es gibt nur etwas, das noch über meiner Liebe zu dir steht: mein Beruf."

Sie runzelte die Stirn, aber sie machte keine Bemerkung darüber, sondern fuhr hastig fort: „Gut. Ich will dir auch keine Vorwürfe über das Geschehene machen. Du sagst, du konntest nicht anders. Es ist möglich, obwohl — aber ja, ich begreife, daß dir das Getue gerade jetzt im Sanatorium zuwider ist. Es ist lächerlich, was sie mit dieser Großfürstin treiben, und ich bin froh, daß du fort bist, denn die hätte sich am Ende noch in dich verliebt."

Er lachte hell auf.

„Senta, wohin verirren sich deine Gedanken!"

„Laß nur. Ich kenne diese Leute. Jeder Laune wird nachgegeben. Natürlich wäre es ihr nur Zeitvertreib gewesen, aber ich wäre doch eifersüchtig geworden. Ich bin überhaupt schrecklich eifersüchtig."

„Dazu hast du wohl nicht den leisesten Grund."

Sie sah ihn etwas von der Seite an und murmelte: „Nun, wer weiß! Aber bleiben wir vorläufig bei der Sache. Du bist also in die Klinik zurückgegangen. Wie lange willst du dort bleiben? Wann kehrst du ins Sanatorium zurück, oder — was für Zukunftspläne hast du sonst etwa?"

Sie zwang sich zu einem sachlichen Ton, aber aus ihren Augen flackerten heimliche Angst und allerlei Besorgnisse, die sie nur schwer unterdrücken konnte. Lauterbach aber starrte sie eine Weile sprachlos an.

Darauf lief es hinaus? Sie hatte ihm bloß keine Vorwürfe gemacht, weil sie die Sache durchaus nur für provisorisch hielt.

Sie hatte nichts begriffen — nichts!

„Liebe Senta", begann er nach einer schwülen Pause, „es scheint, daß du leider weder meine Motive noch meine Absichten überhaupt verstanden hast. Ich bin aus dem Sanatorium Römer fort, weil alles dort meiner innersten Natur widerstrebt. Gern gebe ich zu, daß die Bedürfnisse unserer Zeit solche Institute fordern. Aber jeder Mensch kann nur dort etwas leisten, wo sein Inneres gern und freudig Anteil nimmt, wo seine Wesensanlage ihn befähigt, den gestellten Anforderungen nachkommen zu können. Was dort vor allem nottut, kann ich nicht geben, dies gestehe ich ehrlich ein. Nie wäre es mir möglich, mich den Anforderungen der Zeit, der Mode und einer gewissen Gesellschaftsklasse anzupassen. Ich kenne keine Unterschiede zwischen Leidenden. Ich kenne auch keine Konzessionen in meinem Beruf, der gebieterisch nur strenge Pflichterfüllung fordert, aber diese auch unter Hingabe des ganzen Menschen. Daß ich damit wenigstens recht habe, beweist der Fall Santner, wo eine einzige Lässigkeit, eine einzige Konzession sich so schwer rächte. Und weil eben dieser Fall wie ein Menetekel vor mir steht, eine Warnung, nicht weiterzuschreiten auf dem Wege, der meinen Ueberzeugungen nie gerecht werden könnte, habe ich das Sanatorium verlassen und werde nie wieder dahin zurückkehren."

„Auch nicht — mir zuliebe?" warf Senta mit zuckenden Lippen ein.

„Nein, auch nicht dir zuliebe. Es gibt Dinge, in denen ein Nachgeben andern zuliebe zur Sünde wird. In Berufssachen gibt es kein „Dirzuliebe", sondern nur ein mir, meinen Ueberzeugungen zuliebe."

„Oh, wie hart bist du, wie grausam", murmelte Senta, den Kopf mutlos auf die Brust sinken lassend.

Er nahm ihre Hände in die seinen und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Es ist möglich, mein Herz, daß es dir so erscheint. Aber möchtest du mich denn anders haben? Wäre ich ein Mann, wenn ich — keine Ueberzeugungen hätte?"

Sie brach in Tränen aus und drückte ihr Gesicht auf seine Hände nieder.

„Nein, nein — und doch ja! Ich möchte dich anders haben — weicher, liebender! Nichts solltest du denken, fühlen, in Betracht ziehen, als — mich! Denn so, oh, was denkst du dir denn eigentlich? Was soll nun werden mit uns?"

„Mein Plan ist so: Ich bleibe auf der Klinik, bis sich irgendeine Gelegenheit ergibt, mich selbständig zu machen. Es kommen immer Stellen zur Ausschreibung, die nach meinem Sinn sind, wo man in erster Linie nach Tüchtigkeit und Opferwilligkeit fragt — Werks-, Salinen-, Fabriks-, Bahnärzte."

Senta richtete sich jäh auf und starrte ihn fassungslos an.

„Das denkst du im Ernst? So etwas kannst du überhaupt in Betracht ziehen?"

„Ja, warum nicht? Es gibt darunter sehr gute Stellen, Stellen, die einen Mann völlig in den Stand setzen, eine Familie zu ernähren. Etwas Privatpraxis ist ja immer dabei, und" —

Ein schrilles, hysterisches Gelächter aus Sentas Munde unterbrach ihn.

„Ich danke", sagte sie. „Ich brauche mich nicht von dir ernähren zu lassen. Aber ich will auch nicht bemitleidet und — deklassiert leben um deiner Marotten willen. Wenn du Papas fördernde Hand schon durchaus ausschlagen willst, so gibt es wohl auch noch andere Wege. Du kannst irgendwo Badearzt werden. Auch solche Stellen sind häufig ausgeschrieben. Warum bewirbst du dich nicht um eine solche?"

„Niemals! Es wäre dasselbe wie im Sanatorium Römer. Entweder das Unternehmen geht schief, oder man muß Konzessionen machen und auf das zahlende Publikum spekulieren."

„Was in deinen Augen ein fürchterliches Unglück wäre! Natürlich! Aber in Gottesnamen! So habilitiere dich als Privatdozent. Auch da kann man Karriere machen, und wenn schon nicht, so ist es wenigstens eine anständige Stellung."

„Dazu würden mir vor allem die Mittel fehlen."

„Bah! Bin ich nicht reich genug? Glaubst du, die einzige Tochter eines Westendorf würde als Bettlerin in dein Haus kommen?"

Er wich bestürzt zurück.

„Senta, du mutest mir das doch nicht wirklich zu? Die Stellung eines Mannes, der sich von seiner Frau erhalten läßt?!"

„Muß ich es nicht, da du alle anderen Wege ausschlägst, die dir ermöglichen würden, die Mittel für ein standesgemäßes Leben aufzubringen?" erwiderte sie trotzig. „Denkst du, das Leben in einer Großstadt mit seinen tausend geselligen Pflichten sei so billig?"

Lauterbach antwortete nicht. Sehr bleich geworden, starrte er zu Boden.

Senta fuhr fort: „Siehst du, daran dachtest du wohl gar nicht? Wie du überhaupt an alle Welt denkst, nur nicht an mich! Wie du bereit bist, jedem einzelnen wildfremden Kranken alle möglichen Opfer zu bringen, nur nicht mir! Oh, Ernst, warum sprichst du so viel von Selbstlosigkeit, wenn du doch mir, die ich dich mehr liebe als all die andern, in grausamem Egoismus alles verweigerst! Weißt du nicht: Charity beginns at home!"

Sie strich mit bebenden Händen die Falten ihres losen Gewandes entlang, als wolle sie da etwas hinwegstreichen.

„Und noch eines, Ernst: Warum gelten gerade meine Worte nichts bei dir? Warum folgst du anderen blindlings und mir nie? Du bist nicht mit der Absicht vom Sanatorium weggegangen, für immer von dort zu scheiden, ich weiß es. Erst auf der Klinik faßtest du diesen Entschluß. Erst — nachdem du mit Gertrud gesprochen! Sie konnte dich übergeugen, ihren Worten glaubst du — meinen nicht!"

Jetzt erst hob er langsam den Kopf und sah sie traurig an.

„Ich weiß nicht, wer dir dies sagte, Senta, aber — es ist wahr. Nur die Antwort — kannst du sie dir nicht selber geben? Gertrud Schenker wollte mich für eine heilige Sache zurückgewinnen, du — für dich selbst!"

Ein krampfhaftes Lächeln verzerrte ihre Lippen. Sie beugte sich dicht an ihn heran und sagte halblaut, jede Silbe betonend: „Weißt du das so gewiß, daß es Gertrud nur um die Sache und nicht auch — um den Mann zu tun ist?"

Er stutzte, blickte Senta einen Augenblick groß an und sprang dann, flammende Entrüstung im Blick, auf.

„Ich verbiete dir, Fräulein Schenker in dieser perfiden Weise zu verdächtigen! Sie, der nichts auf Erden ferner läge, als ein kleinliches Ziel! Die turmhoch über dieser erbärmlichen, egoistischen Welt steht, die du die deine nennst, und die eben alles nur von ihrem eigenen kleinen Standpunkt aus beurteilen kann. O Senta, wie konntest du dich so erniedrigen, etwas Derartiges auszusprechen!"

Er wurde durch den Eintritt des Dieners unterbrochen.

„Die Frau Hofrätin läßt die Herrschaften zum Tee bitten."

Senta erhob sich „Ja, wir kommen gleich!"

Als die Tür sich wieder hinter dem Diener geschlossen hatte, richtete sich ihr Blick auf Lauterbach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Deserteur ohne Füße.

Ein trauriges Vorkommnis beschäftigte dieser Tage das Danziger Kriegsgericht. Der Musketier Johannes Stanke aus Charlotten, Kreis Karthaus, war 1912 nach Hadersleben zum 84. Infanterieregiment ausgehoben worden und erhielt Ende Dezember mehrtägigen Weihnachtsurlaub, von dem er jedoch nicht zu seinem Truppenteil zurückkehrte. Erst am 19. Januar wurde er bei einer Tante in Neufahrwasser ermittelt, die ihn aufgenommen hatte, weil er über sehr schlimme Füße klagte. Tatsächlich war der Zustand seiner Füße sehr bedenklich, die Zehen waren fast gefärbt und konnten kaum noch bewegt werden, und so wurde der Schwerkranke nach dem Danziger Garnisonlazarett gebracht, wo ihm schließlich nach sechs komplizierten Operationen beide Füße abgenommen werden mußten.

Nach seiner Heilung wurde gegen ihn ein Strafverfahren wegen Fahnenflucht eingeleitet. Während Stanke erklärte, daß er sich bei einer großen Uebung im Winter ein Fußleiden zugezogen hatte, möglicherweise sich dabei auch angefrorene Füße geholt hätte, und nur aus Angst vor einer schmerzhaften Operation nicht zurückgekehrt sei, behauptete die Anklagebehörde, er habe sich im Lande umhergetrieben, und dabei seien ihm die Füße erfroren. Die Beweisaufnahme ergab, daß der Angeklagte wirklich bereits mit schlimmen Füßen in Urlaub gefahren war. Am 17. Dezember war er bei einer Felddienstübung durch die dünne Eisdecke eines Grabens eingebrochen und war dann den ganzen Tag bei starker Kälte mit nassen Füßen herumgelaufen. Dabei hatte er sich beide Füße erfroren. Nach dem Urteil des Danziger Kriegsgerichts mußte der Angeklagte bei der ganzen Sachlage trotz der schweren Folgen seiner Handlungsweise bestraft werden, weil er nur aus Angst vor einer Operation nicht zurückgekehrt war, nicht etwa, weil er zur Rückreise unfähig gewesen war. Das Urteil lautete auf die Mindeststrafe von 43 Tagen Gefängnis. Der Gerichtshof empfahl ihm, die Gnade des Kaisers anzurufen.

Die Generalprobe.

Humoreske von Adolf Stark.

Franz' saß auf dem Kutschbock des kleinen Wägelchens, vor welchem der wohlgenährte Braune ungeduldig mit den Hufen den Boden scharrte, während sein Lenker, die Zügel fest um die Linke geschlungen, die funkelnagelneue Peitsche langsam durch die Luft schnellen ließ, um zu probieren, ob sie auch richtig knalle. Seine Mutter gab ihm, neben dem Wagen stehend, noch im letzten Moment einige gute Ratschläge.

„Daß Du nicht vergißt, dem Huber-Bauern die Grüße von Loisen-Vetter auszurichten. Und der Bäuerin gibst Du das Körbel mit den Aepfeln und sagst, es stünde nicht dafür, darüber zu reden, und es sei nur, damit sie sehe, wie das Obst in unserem Garten gedeiht. Und dem Bauern kannst Du erzählen, natürlich nicht gleich so plitzplatz, sondern über's Dischkurieren, wenn sich die Gelegenheit gibt, daß wir vorige Woche eine neue Kuh kauft haben und daß wir mit dem Leitner im Handel sind um seine Wiese am Bach unten. Und der Bäuerin sagst Du, wenn sie Hühner oder Gänse zur Aufzucht braucht, so könnten wir ihr welche überlassen, unsere Schwangänse hätten auf der letzten Ausstellung den ersten Preis bekommen. Wirst Du Dir denn das alles merken?"

Franz nickte mechanisch. „Wohl, wohl." Aber in Wirklichkeit waren seine Gedanken ganz wo anders, und er hörte kaum, was die Mutter sagte.

„Und daß Du mir fein manierlich bist zu der Rosel. Nicht zu kopfhängerisch, das haben die Madeln nicht gern. Kannst schon a Schneid zeigen, der Huber-Bauer nimmt Dich gern zum Schwiegersohn und die Rosel wird a nit nein sagen."

Dem Franz und dem Braunen, beiden wurde bei diesen Ermahnungen die Zeit lang. Ich will nicht entscheiden, wer zuerst die Geduld verlor, — der Franz behauptete später, es sei der Braune gewesen, aber die Bäuerin sagte, sie habe schon gemerkt, wie er selbst am Zügel gezogen, — genug, mitten im schönsten Sermon setzte sich das Bräunel in Trab und im flotten Tempo ging es zum Dorfe hinaus.

Dem Franz war nicht so recht wohl zumute. Am liebsten wäre es ihm gewesen, die Mutter hätte ihn begleitet, aber davon wollte die nichts wissen. „Nichts da, die Buben nennen Dich ohnehin einen Traumichnicht und ein Mutterföhnchen. Na, das Gelächter, wenn sie hören würden, Du hättest Dir zur Freit die Mutter mitgenommen. Die Spötterei würdest Du Dein Lebtag nicht mehr los."

Nun, da hatte sie ja recht, die Mutter, wie sie überhaupt immer recht hatte. Aber lieber wäre es ihm doch gewesen, wenn sie gleich alles ins Gleiche gebracht hätte. Zwar, mit dem Huber zu reden, das würde er schließlich noch treffen und der Bäuerin die Botschaft ausrichten und das Geschenk übergeben, das war auch keine Kunst. Aber die Rosel, die Rosel! Vor der hatte er so eine Art geheimer Angst. Häßlich war sie ja gerade nicht, des Huber-Bauern Einzige, aber sie hatte so was an sich, so was Spitziges, das ihn immer aus der Fassung brachte, wenn er sie nur anschaute. Dann wurde er noch ungeschickter, als er ohnehin schon von Natur aus war. Ja, wenn die Rosel so wäre, wie die Marianne vom Bachgraber, da täte er sich schon trauen, ein Wörtel zu sprechen. Sonderbar; die Marianne, die lachte immer, wenn er sie sah, er erinnerte sich nicht, sie anders als lachend gesehen zu haben, und doch war er in ihrer Gesellschaft gar nicht geniert, während sonst, wenn eine zu seinen Worten lachte, es ihm die Rede gleich verschlug, weil er so ein Gefühl bekam, etwas Dummes gesagt zu haben. Und überhaupt —

„Hoho, was ist denn das, willst mich denn durchaus in den Straßengraben werfen oder am Ende gar zusammenfahren?"

Er schrak aus seinen Gedanken empor und blickte in das heitere Gesicht der jungen Bachgraberin.

„Jessas, Du bist's, Marianne? Mußt schon entschuldigen, ich war wirklich ganz ins Sinnieren versunken, daß ich gar nicht auf den Weg geschaut habe."

Sie ging neben dem Korbwägelchen her und blickte munter zu ihm auf. „Was Du nur alleweil zu denken und zu sinnieren hast, Franz. Du bist mir einer! Stellt sich, wie wenn er nit drei zählen könnt und derweil —"

Ein wenig argwöhnisch blickte er auf sie hinab. „Na ja, Du machst Dich halt auch über mich lustig, wie alle Leut."

Zum erstenmal, seit er sie kannte, wurde ihr freundliches Gesicht ernst und es traten ihr sogar die Tränen in die Augen. „Wenn Du so was von mir glauben kannst, Franz —"

Er hob die Hand, aber er hatte ganz darauf vergessen, daß er darin die neue Peitsche hielt und daß der Braune diese Bewegung falsch deuten könne, wie es auch wirklich geschah. Das Pferdchen setzte sich mit einem gewaltigen Ruck in scharfen Trab, und es dauerte eine Weile, bis er es wieder zum Stehen gebracht hatte. Er wartete, bis die Marianne ihm nachgekommen war. Die hatte ihre gute Laune wiedergefunden und lachte ihm ins Gesicht. „Wann Du so fährst, nachher komme ich auf meinen Schusterrappen nicht nach."

„Ich bin doch a recht dummer Kerl," gestand er reumütig. „Ich hätte schon längst Dir an' Sitz im Wagerl anbieten sollen. Wir gehen ja eh denselben Weg."

Ohne sich lange zu zieren, schwang sie sich auf den Wagen. Freilich war der Sitz sehr eng, und die beiden mußten ganz nahe zusammenrücken. Dem Franz wurde plötzlich ganz eigen zumute, als er das Mädel so dicht neben sich spürte, und auch Marianne vergaß für ein paar Augenblicke ihr gewöhnliches Lachen. Aber sie war doch die erste, welche wieder zu reden anfing.

„Alsdann, Franz, worüber hast Du denn vorhin so sinniert, wie Du mich beinahe zusammengefahren hättest?"

Er kratzte sich verlegen hinter dem Ohre. „Ja, siehst Du, das ist so eine Sache. Einer anderen gegenüber täte ich nicht davon reden, aber Du, Marianne, bist ganz anders, wie die andern. Alsdann, daß ich Dir's sage, ich fahre zum Huber-Bauern nach Hochhausen."

„So so!" Das klang merkwürdig ernst, ja gedrückt, und das Mädchen vergaß ihre Neugier von vorhin. Keine Frage stellte sie weiter, mit keinem Wort antwortete sie auf die Mitteilung, so daß eine kurze Pause eintrat, die Franz benützte, um mit dem Peitschenstiel eine lästige Bremse zu verjagen, die sich auf dem Halse des Bräunels niedergelassen hatte.

„Nämlich," fuhr er nach einer Weile stockend fort, „die Huber-Bauern Rosel und ich sollen ein Paar werden. Weißt, zwischen dem Bauern und meiner Mutter ist alles schon abgemacht, und ich fahre nur noch zur Freit."

Es war gut, daß Franz nicht aufschaute, sondern hartnäckig seinen Blick auf den Braunen gerichtet hielt, als suche er nach einem weiteren Fliegengeschmeiß, das aber nicht vorhanden war. Es war gut, sage ich, sonst hätte er gar bemerken müssen, daß die Lustigkeit ganz aus Mariannes Zügen verschwunden war und das Mädchen wie vorhin mit den Tränen kämpfte. So aber sah er nichts von alldem. Er gab sich einen Ruck, denn das Folgende wollte nicht so recht über seine Lippen.

„Siehst, Marianne, und daß ich Dir's gestehe, ich fürchte mich ein wenig. Weißt Du, ich bin halt gar zu schüchtern. Ich habe mir zwar schon alles zurecht gelegt, wie ich es der Rosel sagen will, vorhin, weißt Du, wie ich so im Sinnieren war, aber ich denke alleweil, ich bringe es dort doch nicht heraus. Und da habe ich mir gedacht — weil Du gerade so schön neben mir sitzt und weil ich Dir gegenüber so wenig schüchtern bin, na ja, da habe ich gedacht, ob Du mich nicht ein bißl überhören möchtest, ob ich meinen Spruch auch recht kann."

Marianne mußte lachen, lachen, obgleich ihr die Tränen in den Augen standen. „O Du närrischer Bub Du! Ueberhören soll ich Dich, wie in der Schule ein Bub den andern?"

„Gerade so. Na ja; alsdann, paß einmal auf."

Er setzte sich in Positur, schob das Halstuch zurecht und begann in erzwungenem Hochdeutsch: „Geehrtes Fräulein! Nachdem, daß meine Frau Mutter mit Ihrem Herr Vater alles schon besprochen hat und beide glauben, daß es passen tut, und mich die Mutter deshalb hergeschickt hat und nicht nur wegen dem Körbel mit Aepfeln, was nur ein Vorwand ist, so frage ich jetzt an, ob Sie mir Ihre Hand fürs Leben reichen wollen."

Nach dieser letzten Phrase, die er Gott weiß wo aufgeschnappt hatte, atmete er tief auf, und auch Marianne saß ganz still und atmete schwer. Nach einer Weile fragte er: „Nun, habe ich's recht gemacht?"

Sie nickte ernst. „Schön war's, sehr schön! Wie gescheit Du reden kannst, Franz. Der Herr Pfarrer kann's nicht besser von der Kanzel herunter. Na und nachher —"

Verwundert hob er den Kopf. „Nachher? was nachher?"

„Nun, dann muß sie ja antworten, daß sie Dich gern zum Mann nimmt und daß sie Dich schon immer lieb gehabt hat, weil Du ja doch der Schönste und der Beste bist und so."

„Glaubst Du wirklich, daß sie so reden wird?" fragte er zweifelnd.

Sie nickte eifrig. „Freilich, freilich! Es ist ja auch wahr. Und dann — — —." Sie stockte.

„Na dann, warum redest Du nicht weiter?"

Sie wurde rot. „Nein, das sage ich nicht. Und Du weißt es ja ohnehin."

„Nichts weiß ich, wirklich nicht. Na, so rede doch!" Und als sie sich beharrlich weigerte, schmeichelte er: „Schau Marianne, bist ja so ein gescheites Dirndel, wirklich, das bist Du, die gescheiteste von allen und die brayste, und gegen keine traue ich mich so wie gegen Dich. Wirst doch nicht wollen, daß die Rosel mich auslacht? Also sag's, geh, ich bitt' Dich schön."

Sie schlug die Augen nieder und wurde wieder rot bis unter die Haarspitzen. Franz, der sie von der Seite betrachtete, fand, daß sie verdammt hübsch aussehe.

„Dummer Bub, muß ich Dir's denn erst sogen? Nachher, nun, nachher gibst ihr halt den Verlobungskuß."

Da glomm es in den Augen des schüchternen Franz verräterisch auf. „So, muß ich das? Weißt Marianne, ich fürchte, ich werd's nicht können. Da muß ich's halt vorher auch einmal versuchen, grad wie den Spruch."

Und ehe sie wußte, was er wollte, hatte er sie umfaßt und probierte es, und weil es so gut ging, gleich ein paarmal hintereinander. Das Bräunel aber, als wüßte es, was hinter ihm vorgehe, ging schön langsam im Schritt. Da plötzlich erscholl neben dem Wagen ein grelles Gelächter.

„Guten Appetit!" Und mit blitzenden Augen stand die Rosel neben dem Wagen. Marianne schlug die Hände vors Gesicht und weinte, der Franz aber, ganz verwandelt war er. Er lachte und hielt der Rosel den Korb mit den Aepfeln hin: „Einen Gruß von der Frau Mutter, und ich soll Euch melden, daß die Marianne und ich einig sind an der Wirchweih Hochzeit zu halten."

Wenn sie nicht mehr aus noch ein wissen so;

geht dem Schneider der Faden aus;
der Gast hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht;
dem Matrosen geht das Wasser an den Hals;
dem Gerber sind die Felle weggeschwommen;
der Schaffhausener merkt den Reinfall;
der Schreiber sitzt in der Tinte;
der Zigarrenmacher hat sich einwickeln lassen;
der Juwelier kommt aus der Fassung;
dem Friseur wird haarig zumute;
der Maler ist angeschmiert;
der Tischler ist geleimt;
der Fechtmeister hat sich verhauen;
der Lackierer hat sich was weiß machen lassen;
der Koch hat sich eine Suppe eingebrockt;
der Seiler hat sich verstrickt;
der Musiker pfeift auf dem letzten Loch;
der Ritter entrüstet sich;
der Klempner fürchtet zu blechen;
der Gärtner fällt vom Stengel;
dem Bauern ist die Petersilie verhagelt;
der Luftschiffer fällt aus den Wolken;
der Barbier hat sich einseifen lassen;
der Kellner sitzt in der Sauce und
der Einsiedler kommt aus dem Häuschen.

Kindermund.

Der kleine Karl ist ein lieber Kerl, den seine sieben Jahre mit seltenem Ernst und großer Wichtigkeit erfüllen. Nun hat Mama in Kürze Geburtstag, und Karlchen beratschlagt mit den Tanten, was er ihr schenken soll. Man einigt sich auf eine Bibel. Ein schöngebundenes Exemplar des Buches aller Bücher wird gekauft.

Dem kleinen Karl paßt es aber nicht, das Buch so trocken der Mutter zu übergeben. Eine Widmung muß hinein. Er greift deshalb nach einem der schön gebundenen Goldschnitt-Bändchen, die der Onkel Dichter der Mama zu schenken pflegt, und schreibt wörtlich die darin enthaltene Widmung auf die erste Seite seiner Bibel: „Mit dem Ausdruck ergebenster Hochachtung. Der Verfasser."

Ein mehrseitiger Scheinwerfer, zusammen mit 90 Millionen Kerzenstärke, der alle Teile der Stadt beleuchten soll, ist auf dem Dache des Gebäudes der Bank von Montevideo aufgestellt worden.

Zwei Kinder von Fred Lüger wurden in Davenport, Ja., auf der Stelle getötet, als bei einem Zusammenstoße zwischen dem Auto, in welchem sie mit den Eltern fuhren, mit einem Wagen das Pferd in den Kraftwagen geschleudert wurde und ihnen die Köpfe eindrückte. Andere Mitglieder der Familie kamen mit leichten Verletzungen davon.

— Betrachtung. „Man sagt, die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln, — aber so dumm bin ich deshalb noch lange nicht, mir kleine zu wünschen!"

— Kindlich. Mutter (die bereits von zwei Männern geschieden ist): „Nun, wie gefällt Dir Dein neuer Papa, Hans?"

Söhnchen: „Ach, Mama, der ist neit; den halten wir!"

Neue Kupferfunde.

Ein südaustralischer Wundersee und seine Schätze.

Das im Verlauf von wenigen Tagen erfolgte Hinaufschnellen der 200 Anteilscheine des Pernatty Lake Copper Syndicate in Sydney, Australien, von Lstr. 50 auf Lstr. 500 für den einzelnen Anteilschein — ein Vorgang, der in den Annalen der australischen Minenspekulation nur ganz vereinzelte Seitenstücke aufzuweisen hat — hat die Aufmerksamkeit begreiflicherweise auf diesen südaustralischen Wundersee und auf die Aussichten gelenkt, die sich dort für die Kupferproduktion bieten sollen. Der Pernattysee liegt etwa 100 Meilen nordwestlich von Port Augusta, dem Ausgangspunkt der neuen Bundesbahn, die von diesem Hafen aus bis nach Kalgurlie in Westaustralien gehen und so den Westen des australischen Kontinents mit seinem Osten verbinden soll. Die Trace dieser Bundesbahn führt an dem See nur in verhältnismäßig geringer Entfernung vorbei; die Bahn wird also, wenn sich die Erwartungen, die an die kupferhaltigen Niederschläge im Salzwasser des Sees geknüpft werden, tatsächlich erfüllen sollten, bei der Entwickelung der dortigen Industrie eine sehr wichtige Rolle spielen.

An sich ist das Vorhandensein von schwefelsaurem Kupfer im Wasser des Pernatty schon seit Jahren bekannt, und man hat bisher immer angenommen, daß sich dies aus dem Vorkommen von Kupferadern in den benachbarten Höhenzügen erklären müsse, obwohl es bisher noch keinem Schürfer gelungen ist, eine derartige Ader aufzufinden. Immerhin blieb die Tatsache bestehen, daß jedesmal, wenn nach längerer Trockenheit, während der das Seewasser verdampfte und nur eine Salzkruste auf dem Grunde des Seebettes zurückließ, heftige Regengüsse sich einstellten, man beim Nachgraben auf durchgesickertes Wasser stieß, das einen starken Gehalt an schwefelsaurem Kupfer aufwies. Eiserne oder stählerne Werkzeuge, die man herumliegen läßt, oder dünnes Eisenblech, werden von diesem Wasser in kürzester Zeit mit einer Kupferschicht überzogen. Und es müssen immerhin erhebliche Kupfermengen sein, da der das Bett des Sees bildende Sandstein mit dem Metall stark überzogen ist und sich von letzterem sogar förmliche Schichten antreffen lassen.

Noch unerklärlicher scheint das Vorhandensein von Bornit zu sein von der Art, wie er in den Minen der südaustralischen Nallaroo- und Moonta-Gesellschaft und in Tasmanien in den Mount Lyell Minen angetroffen wird. Von diesen kupfernen Niederschlägen sind wiederholt Proben nach Nallaroo geschickt und in den dortigen Schmelzöfen und Aufbereitungsanlagen einer Behandlung unterzogen worden. Letzthin hat nun ein Minen-Ingenieur, der in Cobar und Cloncurry Gelegenheit gehabt haben soll, große Erfahrungen zu sammeln, im Auftrage der Ardlethan Options-Limited den See besucht und über seine Beobachtungen einen so überaus günstigen Bericht erstattet, daß das gedachte Unternehmen sich sofort einen größeren Besitz an Anteilscheinen des erwähnten Pernatty Lake Copper Syndicate gesichert hat. Die auf Lstr. 50 lautenden Anteilscheine dieses letzteren notierten daraufhin Lstr. 500 und dürften, wie in Adelaide behauptet wird, binnen kurzem angeblich eine weitere Steigerung auf Lstr. 1000 erfahren. Auf welche Gründe sich diese Erwartung zu stützen vermag, wird leider nicht gesagt.

Teures Abendessen.

Der kürzlich verunglückte Wiener Sportmann Theodor Dreher war nicht nur ein leidenschaftlicher Kraftwagenfahrer, sondern auch ein großer Verschwender. Einer seiner Freunde erzählt hierüber folgende Geschichte: Vor zwei Jahren verbrachte Dreher den Winter in Brioni. Er langweilte sich dort nicht wenig, und da er unter allen Umständen Gesellschaft haben wollte, lud er telegraphisch zwölf seiner besten Freunde und zwölf Damen zum Essen. Die Freunde weilten teils in Wien, teils in Ungarn oder an der Riviera; von den Damen waren acht in Wien und vier in Paris. Damit sie aber die Reise nicht in überfüllten Eisenbahnwagen zurücklegen müßten, wurde für jeden Gast ein Extrazug bestellt. Um den Gästen den Abend immer in der Erinnerung zu halten, erhielt jeder Herr ein goldenes Zigarettenetui und jede Dame eine goldene Handtasche, auf denen Jahr, Monat und Tag des Festes in einer mit Brillanten eingesetzten Schrift standen. Selbstverständlich hatte das „Essen", das die nette Summe von $170,000 kostete, einen großartigen Erfolg. Der Erfolg war sogar so großartig, daß Theodor Dreher bald darauf von seinem Herrn Vater unter Kuratell gestellt wurde.

— Toilette. „Wo bleibt denn Ihre Tante?"

„Sie hat ihr angenehmes Aeußeres noch nicht ganz beisammen!"